

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 58 (1948)

Artikel: Der gereizte Goldonkel
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-900966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der gereizte Goldonkel

„Daß Geben seliger als Nehmen, ist eine biblische Weisheit; aber nehmen zu können, um zu geben, macht doppelt selig, und das hab' ich an meiner Frau erfahren“, behauptete mein Freund Nestenbacher, der Gymnasiallehrer in der unheiligen Stadt der Heiligen Regula ist.

Es war zur Zeit, da die aus der Kriegszone entleerten und eine Zeitlang in Deutschland festgehaltenen Franzosen zu Tausenden im Hauptbahnhof abstiegen und von unsern freigebigen Mitbürgerinnen gespeist und gekleidet wurden, um von da nach Frankreich zurückgeführt zu werden. Er erzählte mir von den unschuldigen Kniffen seiner Gemahlin, welche sie anwandte, um wöchentlich einige Franken Nadelgeld von ihm zu ergattern. Als dieses nicht mehr ausreichte, fing sie an, weißwollene Netzstrümpfe zu fabrizieren, jeden Tag ein Paar, wobei sie durch einen unerhörten Kunstgriff die Maschen nach Fertigstellung auseinanderzog, so daß der Strumpf bis weit über die Knie hinaufreichte. An jedem Paar verdiente sie zwei bis drei Franken und fand dafür bei ihren Freundinnen Absatz, da jede der gutherzigen Frau bei der Verbreitung ihres Fabrikates behilflich sein wollte.

Das „Sturmböckli“, so nannte Freund Nestenbacher sein temperamentvolles Frauchen, hatte schon früher dem Maler Segantini ein solches Strumpfsaar geopfert, als sie hörte, er male im harten Bergwinter im Freien und friere oft stundenlang. Dann erhielt auch der Maler Hodler ein Paar geschenkt, wobei das Sturmböckli allerdings den Hintergedanken hatte, Hodler werde ihr dafür den kleinen Steindruck mit dem reizenden Schwan, der auf ein blühendes Bäumchen am Seeufer zuschwimmt, mit der nächsten Post zukommen lassen, denn sie liebte das Bildchen von einer Ausstellung her. Trotz der Enttäuschung, die sie erlebte, ließ sie sich nicht stören in ihrem entsagungsvollen Geschäft, und nach und nach waren alle Herren und Frauen aus ihrem Bekanntenkreise, soweit sie einigermaßen gichtbrüchig oder gegen Kälte empfindlich waren, mit schönen, blendendweißen und flaumlin-den Bettstrümpfen versehen. Das Geben war ihr Herzensbe-

dürfnis, und als der Vertrieb ins Stocken kam, war sie unglücklich und fing an zu murren über ihre reichen Verwandten, die kein Einsehen hätten in die Notwendigkeit, zu spenden, und die ihr aus Unverstand die milden Beiträge vorenthielten, welche für das Sturmböckli eine Lebensbedingung waren.

„Da wir Gymnasiallehrer“, fuhr Nestenbacher weiter, als ich mich um den zweiten Teil seines Ausspruchs interessierte, „wie du weißt, an der Krippe kurz angebunden sind und das Futter nicht wie andere Leute holen können, wo es gerade wächst, wurde das Sturmböckli oft recht ungehalten, und ihr Unwille über die Verwandtschaft wuchs derart an, daß sie sich in leidenschaftlichen Ausbrüchen über das knauserige Verhalten derselben erging. Es schlug dem Faß der Geduld den Boden aus, als sie auf Besuch bei ihrer Schwester die Kleiderschränke derselben einsah und hier entdeckte, daß die reiche Modedame eine Menge unausgetragener Seidenblusen, feine Röcke und Unterröcke besaß, die sie nicht mehr brauchte, die sie aber aufbewahrte, bloß um sich gelegentlich am Anblick ihres Reichtums zu erfreuen, während Sturmböckli für sich und andere über das und jenes Stück froh gewesen wäre. Sie war tief unglücklich über diesen Unverstand.

Besonders hielt sie sich über einen begüterten und kinderlosen Schwager von mir auf, der im Städtchen Hinterlaachen wohnte, sich aber seit einigen Jahren vom Geschäft zurückgezogen hatte und tief in der Wolle saß. Er liebte es, mich alle Jahre einmal, gewöhnlich im Herbst, bei sich zu sehen. Dann führte er mich jeden Morgen vor dem Mittagessen im Städtchen umher und stellte mich mit einigem Stolz seinen vielen Freunden vor. Nachmittags ging's aufs Land hinaus, und ich erfuhr dabei, was für ein wohlbekannter Mann mein lieber Schwager war. Als kantonaler Schatzungsbeamter war er mit jedem Einwohner in Berührung gekommen. Und wenn wir in seinem leichten Einspanner ausfuhren, renkte sein Brauner ohne Befehl und Zügelzucken vor jedem Wirtshaus von der Straße ab und hielt von selbst an, bis wir ausstiegen, um ein Schöppchen zu nehmen.

Nach dem Mittagessen pflegte er sich behaglich auf seinem Lotterbett auszustrecken, während ihm meine Schwester aus dem

Hinterlaachener Tagblatt vornehmlich die Stellen vorlas, welche sich mit seiner Amtierung beschäftigten. War's etwas Nettes, so ging ein Lächeln der Befriedigung über sein glatt-rasiertes, immer noch vollmondiges Gesicht. Unangenehme Bemerkungen unterdrückte sie wohlweislich.

Mit jedem, mochte es nun ein „Herr“ sein, etwa ein Regierungsrat oder ein Bauer, verstand er zu reden über das, was den Betreffenden anging; dabei versäumte er aber nicht, von seiner eigenen wichtigen Tätigkeit zu reden und spaßhafte Geschichten aus seiner Militärzeit zum besten zu geben, wobei sich herausstellte, daß er sich mit aller Welt, mit dem er einmal ein Glas Wein getrunken, befreundet fühlte. Nie duldete er, daß ich mein Getränk selber bezahlte; bot ich ihm einen Schoppen an, wies er es entrüstet zurück. Es anzunehmen, hätte ihn vor den Leuten an den Pranger gestellt.

An Regentagen führte er mich zu Hause in den Keller und zeigte mir dort den reichhaltigen Flaschenschrant. Wenn es zum Sterben käme, müßte ich doch auch wissen, wo die guten Sachen zu holen wären und was allenfalls vorhanden sei.

Er nahm mich hinaus vor die Stadt, schritt mit mir die schönen Wiesen ab, die ihm gehörten, und erklärte mir, wie billig er sie gekauft habe und welcher Preis jetzt dafür zu fordern wäre. Mehr als zehnmal so viel! Käme er zum Sterben, würde mir ein gutes Stück Geld zufallen. Wir sollten nur zuwarten mit dem Verkaufe, bis eine neue Bahnverbindung, die an der größten Liegenschaft vorbeiführen werde, erstellt sei.

Mit der Steuerbehörde lag er beständig im Streite; das hielt sein Blut gehörig im Umgang und gab ihm Anlaß, über die Beamten von oben bis unten zu schimpfen. „Dem Staate schenke ich keinen Rappen“, war sein Grundsatz; „ich habe mein Wärlein auch durch schwere Arbeit zusammenrackern müssen... Dafür bekommt ihr's dann einmal um so schöner“, rechtfertigte er sich vor mir.

Die vielen herrlich tragenden Obstbäume in seinen Wiesen waren sein besonderer Stolz. Er erzählte mir, was für feine Sorten, von den Goldrenetten bis hinunter zu den Austeräpfeln, sich dar-

unter befänden und wieviel sie das letzte Jahr abgeworfen hätten. Allein, nie wäre es ihm eingefallen, meiner Familie, die, wie er es wohl wußte, gleich mir selber das Obst ausnehmend liebte, einen Korb voll zu spenden. Es war ein großer Beweis von Freundschaftsgefühl, wenn er mir beim Abschied ein paar Muster in die Reisetasche legte – und dazu natürlich herzliche Grüße an die ganze Familie, im besonderen an seinen Göttchen.

Diesem hatte er einmal, als er seinen Vaten während des Grenzdienstes besuchte, einen Kriegsbagen in Form eines Fünfrankentalers ganz heimlich in die Hand gedrückt und dabei bemerkt, seine Frau, also meine Schwester, brauche davon nichts zu erfahren. Auf dem Bahnhof schob die Schwester dem jungen Soldaten ebenfalls einen solchen ganz im stillen, vom Manne ungesehen, in die Westentasche, damit er dem Goldonkel ein dankbares Herz bewahre.

Als wir dies vernahmen, hatten wir unseren Spaß daran, und lange nachher funkelten in unserer Phantasie des Schwagers Silberstücke auf, wenn wir auf ihn zu sprechen kamen.

Dann aber versanken die Silbertaler in den Sand des Vergessens, da die Zeitspannen, die zwischen seinen Selbstäußerungen lagen, gar zu lang und öde wurden, und das Sturmböckli fing bei jeder Gelegenheit an zu wettern über des Schwagers selbstbewahrenden Sinn und seinen Mangel an allgemeiner Menschenliebe, von der sie in erster Linie hätte Nutzen ziehen mögen, um damit anderen wohl zu tun. Vor unsern Kindern hielt sie freilich mit ihren bittern Bemerkungen zurück; ihr Onkel auf dem Lande sollte von ihnen mit den Augen der Ehrfurcht betrachtet werden.

Dagegen begann das Sturmböckli jetzt seine Hörner zu zeigen, indem sie von sich aus dem guten Onkel vom Lande, wie wir ihn in süßer Laune nannten, kleine Geschenke machte, um ihm die Tugend der hilfreichen Verwandtenliebe beizubringen; selbstverständlich erhielt er wie seine Frau ein feines Paar Bettstrümpfe, wofür er einen dankerfüllten Brief schrieb und erklärte, er werde meiner Frau die ihm bewiesene Fürsorge nie vergessen.

In der That aber unterschlug er seine Dankbarkeit mit ausdauernder Charakterfestigkeit. Das Sturmböckli gab jedoch ihr Erziehungswerk nicht auf, wußte vielmehr auch mich zu bestimmen, daran teilzunehmen, so daß ich mich entschloß, dem Schwager von Zeit zu Zeit herzerweckende Bücher und Zeitschriften zu senden. Er quittierte dafür gewissenhaft und in sauberer Schrift; diese Art Papier mußte für ihn keinen besonderen Wert haben, und die Zustellungen blieben ohne Entgelt.

Mehr und mehr begann in unserer Seele eine Art Galgenhumor emporzublühen, und unsere Unterhaltung über den guten Dnfel wurde immer scherzhafter, so daß wir darüber unsere Verbitterung allmählich ganz vergaßen. Wir sprachen in Gegenwart unserer Söhne und Töchter nur noch Gutes und Liebenswürdigen über den Dnfel auf dem Lande, und nur etwa beim Zubettegehen, oder wenn wir unter uns waren, tauchte da und dort eine spitze Bemerkung auf und meldete sich, um ein gemütliches Lachen hervorzurufen. So befreiten wir uns und überwandten unsern heimlichen Groll.

Und eines Morgens hatte ich von unserm Dnfel auf dem Lande im zweiten Schlaf einen lieblichen Traum, aus dem ich mit hellem Ergötzen erwachte. Ich war bei meinem Schwager auf Besuch gewesen und eben im Begriffe abzureisen, meine Siebensachen im Gastzimmer aufzuräumen und einzupacken. Es war höchste Zeit; der Zug wartete schon auf mich. Aber mein Kofferchen vermochte die Dinge gar nicht zu fassen, und wie ich diese besser ordnen wollte, um mehr Raum zu schaffen, sah ich hier in einer Ecke der Ledertasche ein Fünffrankenstück und dort ein anderes ausblitzen. Aus einem roten Seidenpapier, das sorgfältig mit weißen Seidenbändern umwickelt war, fühlte ich sogar vier Stücke heraus, und als ich beglückt das Päcklein in der Hand wog, stand mein Schwager lächelnd neben mir und sagte: „Das ist dann für das Sturmböckli! Aber du mußt meiner Frau nichts davon sagen. Sie ist halt ein bißchen eine Gehebig!“ Ich war glücklich wie ein Kind beim Konfitürentopf und wollte meinem Schwager danken; doch war er verschwunden.

Und wie ich näher um mich blickte, standen Körbe voll rot-

backiger Äpfel, blauer Zwetschgen und goldiger Birnen am Boden, und es lagen Zettel darauf mit der Aufschrift: „Dem Sturmböckli!“ ... Schwager aber rief jetzt von der Straße herauf: „Komm denn jetzt. Der Wagen ist schon da!“ Und wie ich zum Fenster hinausblickte, sah ich, wie er drunten einige Körbe mit Weinflaschen an einem Seil aus dem Kellerfenster herauszog und sie eigenhändig auflud. Und die Freude stieg immer höher in meinem Herzen; ich hätte meinen Schwager umhalsen und küssen mögen. Aber wie ich nun vom Fenster wegtrat, um seinem Rufe zu folgen – ich hörte den Pfiff der Lokomotive vom Bahnhof her – konnte ich gar keinen Weg mehr durch das Zimmer bahnen, so sehr war es mit Koffern und Körben verstellt. Ich mußte darüber hinwegklettern und merkte nun, daß ich immer noch im bloßen Nachthemd war. Der Schwager aber fuhr unten auf der Straße davon, und ich fing an zu wettern. Da erschien meine Schwester auf der Türschwelle und sagte: Du, ich hab’ dir denn auch noch etwas für das Sturmböckli. Aber du brauchst meinem Manne nichts davon zu sagen. Er ist halt ein bißchen ein Gehebiger!“ Damit überreichte sie mir eine Handvoll glänzender Silbertaler! Da mußte ich laut auf-lachen: „Das ist ja gar nicht wahr. Er ist der freigebigste Mann, den es auf der Welt gibt. Sieh nur, was er mir alles mitgegeben hat, und drunten steht noch ein ganzer Wagen voll mit schönen Sachen.“

„Ach“, sagte die Schwester, „es ist kaum der Mühe wert. Aber die herrlich weißen Bettstrümpfe, die geben einem warm bis ins Herz hinauf. Sieh nur!“ Und sie stand in glühenden Wangen wie in der Jugendzeit vor mir und wies auf ihre Füße hin, die in schneeweißen Wollstrümpfen staken. — — —

Jetzt aber hörte ich durchs offene Fenster in Wirklichkeit die Pfeife einer Lokomotive und erwachte. Ich erzählte meinen drolligen Traum, der noch ganz von den glänzenden Lichtern der Phantasie erhellt war, meinem Sturmböckli, das über meinem glücklichen Lachen, welches mich bei der Wahrnehmung des Unterschiedes zwischen Traum und Wirklichkeit zu schütteln begann, ebenfalls erwacht war.

Das Traumerlebnis aber schrieb ich mit allen Einzelheiten und verschiedenen herzgewinnenden Anspielungen auf den guten Onkel auf dem Lande auf, rundete es ab und schickte es auf Sturmböckli's Rat und Betreiben dem Hinterlaachener Tagblatt ein, das der Schwager sich nach jedem Mittagessen vorlesen ließ, um darüber lachte einzudufeln. Er mag diesmal recht glücklich geschmunzelt haben.

Im darauffolgenden Herbst kam vom Schwager in Hinterlaachen eine Sendung herrlichen Obstes, an der wir den ganzen Winter zu zehren hatten. Nicht genug daran: Der Weihnachtsengel brachte aus der gleichen Richtung dem Sturmböckli, den Töchtern und Söhnen verschiedenes ‚Eingemachtes‘, das die letzteren auf die Sparkasse trugen, während Sturmböckli aus ihrem Anteil an noch Ärmere einige Wohltaten spendete, welche sie selbst bis auf den Grund ihrer Seele beglückten. Die Knaben und Mädchen aus der Nachbarschaft, die in irgendeiner Berrichtung zu uns kamen, blieben von dem erquickenden Obst gesund und munter.“

Adolf Böglin

